

Wie ist es
eigentlich ...

als Fahrende zu leben?

Scheisszigeuner! Haut ab!», beschimpfen uns manche Leute, wenn sie an unseren Wohnwagen vorbeifahren. Das tut weh. Schliesslich sind wir genauso Schweizer wie alle anderen: Wir haben den Pass, bezahlen Steuern, AHV- und Krankenkassenbeiträge, auch Platzgebühren für unsere Wohnwagen. Wir sind keine Gauner, wir stehlen nicht. Viele von uns essen gern Rösti, spielen Örgeli oder jodeln. Neben Schweizerdeutsch sprechen wir aber auch Jenisch.

Erst vor 17 Jahren wurden wir als Minderheit und Volk mit eigener Sprache anerkannt. Zuvor stand in unseren Ausweisen ein grosses Z für Zigeuner, die Nummernschilder unserer Wohnmobile waren braun eingefärbt. Bis Anfang der Siebzigerjahre hatte die Pro Juventute sogar jenische Kinder ihren Familien weggenommen und in Heime gesteckt. So auch meinen Mann, zwei Stunden nach seiner Geburt. Als ich auf die Welt kam, geschah das nicht mehr, und ich konnte bei meinen Eltern aufwachsen.

Schon meine Grosseltern waren Fahrende. Sie mussten damals aus Italien in die Schweiz flüchten, weil Jenische dort während des Zweiten Weltkriegs verfolgt und in Konzentrationslager gesteckt wurden. Ich kam in St. Gallen zur Welt, mein Vater handelte mit antiken Möbeln in der Schweiz, in Deutschland und Frankreich. In der Winterzeit hatten wir unseren Standort für jeweils drei Monate in Zürich. Eigentlich hätte ich dort während sechs Wintern die Schule besuchen sollen. Nach einem ging ich aber nicht mehr hin. Ich wurde von den Lehrern schikaniert. Einer schlug mich, weil ich zwei dunkelhäutige Kinder Negerli nannte. Ich wusste ja nicht, dass

man so etwas nicht sagt; solches durch die Gesellschaft übertragene Wissen fehlte mir als Fahrende.

Im Schnitt sind mein Mann, unsere 11 und 13 Jahre alten Söhne und ich neun Monate pro Jahr unterwegs. Wir fahren von Kanton zu Kanton, je nachdem, wo das Geschäft läuft. Mein Mann kauft bei einem Grossisten Pullover, Shirts und Jacken ein und geht damit hausieren. Morgens begleiten ihn unsere Söhne. Ich wasche, putze und koche für alle, das müssen meine Buben nicht machen, sie sind ja keine Mädchen. In der Regel kümmern sich bei uns Jenischen die Frauen um den Haushalt, die Männer arbeiten ausserhalb. Die Buben teilen sich einen eigenen Wohnwagen. Sie sind nun in einem Alter, in dem sie ihre Privatsphäre brauchen – genauso wie mein Mann und ich.

Wie schon ich selber besuchen auch meine beiden Söhne nicht die öffentliche Schule. Mein Mann unterrichtet sie in Deutsch, Mathematik und Französisch. In der Schweiz ist Heimunterricht ja grundsätzlich erlaubt. Erst haben wir die Buben in den staatlichen Unterricht geschickt, aber die Eingliederung in den Schulbetrieb während der Wintermonate stellte sich als fast genauso schwierig heraus wie damals, als ich noch in die Schule ging. Mal hiess es, dass sie zu sauber und zu ordentlich daherkämen, dann wieder waren sie zu langsam oder zu schnell, zu gut oder zu schlecht. Nie war etwas recht. Die Lehrer sagten, sie wüssten nicht, wie sie mit einem jenischen Kind umgehen sollen. Dabei sind jenische Kinder ja nicht anders!

Natürlich wünschen wir uns, dass unsere Kinder Fahrende bleiben und keine Ansässigen werden. Wir wollen ihnen das aber sicher nicht vorschreiben.

Wenn wir in einem Kanton ankommen, müssen wir uns bei der Polizei melden. Hier, auf dem provisorischen Platz ausserhalb von Bern, wo etwa dreissig Wohnwagen stehen, kommt täglich ein Polizist vorbei. Unangemeldet und immer zu einer anderen Tageszeit – man kontrolliert uns. Alle paar Wochen kehren wir in unsere Heimatgemeinde zurück, wo wir ein Postfach eingerichtet haben: unser Briefkasten, an den Telefon- und Autoversicherungsrechnungen geschickt werden.

Wie ich mich in einer festen Wohnung fühlen würde? Eingesperrt! Nur schon 14 Tage am selben Ort zu bleiben, ist für mich zu lange.

— Aufgezeichnet von Salome Müller

**JOLANDA
GERZNER**

(37)

ist eine von
etwa 3000
jenischen
Fahrenden in
der Schweiz